

Maria, Josef und das Kindlein

Autor(en): **Schibli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576074>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Maria, Josef und das Kindlein.

Skizze von Emil Schibli, Bern.

Nachdruck verboten.

Der Klaviermacher Josef Wesbonk, ein Holländer, kam in das Alter, wo er über seine Junggeselleneinsamkeit zu grübeln und zu träumen anfang. Ja, es gab Tage, wo er trübsinnig wurde und alle Lust am Leben ihn verließ. Er wollte sich eine Frau nehmen. Aber er wußte, daß er bei den Frauen nicht viel Glück habe, und irgendeine Frau wollte er auch nicht, sondern eine rechte, eine, die zu ihm paßte. Wesbonk war ein linkscher, unbeholfener Mensch mit schweren, groben Gliedern. In seiner Haltung lag etwas Müdes oder Träges, man wußte es nicht recht. Sein Kopf war von einem Schopfe struppigen, fahlblonden Haares bedeckt, und der Kopf selber war eckig und wie von einem Zimmermann zu rechtgehauen. Auch seine blauen Augen schauten matt in die Welt hinaus, und es geschah selten, daß sie in einem reineren Glanze leuchteten. Indessen hätte sich einer, der ihn als einen dumpfen Menschen ansah, getäuscht, und wer etwa mit ihm in ein ausführliches und gescheites Gespräch kommen wollte, konnte merken, daß der Klaviermacher über manche Dinge die nicht eben an der Oberfläche lagen, ernsthaft und tiefsinnig nachdachte.

Wesbonk hatte in der letzten Zeit einige Male versucht, zu einer Frau zu kommen, aber alle diese Versuche hatten durch sein ungeschicktes Wesen ein klägliches Ende genommen. Dadurch wurde er nun mehr und mehr verbittert und melancholisch. Seine Hausfrau, der er sein Leid klagte und die ihm helfen sollte, nahm ihn mit beiden Händen beim Rocktragen, schüttelte ihn und meinte, er solle machen, daß er etwas mehr Leben bekomme, an so einem Leichnam könne ein junges Maitli freilich keine Freude haben. Er solle seinen Adam ein bißchen besser herausmachen, den Schnauz bürsten, eine schöne Krawatte und einen tadellosen Kragen tragen. Ein rechtes Maitli gebe halt auch darauf acht, wie einer außen aussehe. Da wurde jedoch der Freier zornig. Er komme sauber und recht daher, zwar einfach, ja, aber wenn so ein Aff von Frauenzimmer nur auf seinen Schnauz und seine

Krawatte acht gebe, so könne sie ihm so wie so gestohlen werden.

Es begab sich indes, daß seit einiger Zeit in der alkoholfreien Wirtschaft, wo er zu Mittag aß, ein weibliches Wesen ihm gegenübersaß. Nicht eben jung, nicht eben hübsch, ärmlich, aber sauber, offenbar eine Fabrikarbeiterin. Wesbonk lösfelte seine Suppe von Tag zu Tag nachdenklicher; es gärte in seiner Seele, und er wußte sich doch nicht zu helfen. Seine Verstimmung steigerte sich wieder, und er hätte sich am liebsten selber geohrfeigt. Er nahm sich aber nicht etwa zusammen, sondern wurde eher noch nachlässiger als zuvor. Sein Schnurrbart hing ihm in kläglichen Borstentnäueln über die Lippen, er nahm sich kaum die Mühe, seine Haare zu kämmen, und seine Körperhaltung glich der eines Kranken. Es war kein Lebenswille in ihm. Aber in seiner Seele gärte es weiter.

Und eines Tages redete er die Arbeiterin an. Er benahm sich, wie er sich Frauen gegenüber immer benahm. Seine Stimme zitterte und drohte jeden Augenblick zu ersticken, seine Bewegungen waren arm und hilflos. Dennoch brachte er es bei dieser Unterredung soweit, daß er das Versprechen der Arbeiterin, mit ihm eine Theateraufführung zu besuchen, mit sich nehmen konnte.

Wesbonk war glücklich. Als er am Abend heimkam, hatte er ein kinderfrohes Lachen um seinen derben Mund. „Frau Madler, Frau Madler, jetzt hab ich einen Schatz! Ganz gewiß! Sie heißt Maria.“

Seine Augen verloren den matten Schein und fingen an zu glänzen. Er ging aufrechter als früher, frischer; er wurde jünger.

Die Theatervorstellung verlief zu beider Zufriedenheit. Und auf dem Heimweg durch die warme, sternenstille Sommernacht erfuhren sie, daß sie beide allein seien und eine dunkle Sehnsucht nach einem kleinen Glück in sich trugen.

Die Spaziergänge wiederholten sich, und es dauerte nicht lange, bis diese einfachen Menschen sich erkannt und gefun-

den hatten. Und sie beschloffen, bald zu heiraten.

Sie mieteten sich eine Wohnung in einem Dorfe nahe bei der Stadt. Hier wohnten sie billig und gesund, und es gehörte zu ihrer Wohnung noch ein Stücklein Gartenland, das bebauten sie. Wesbonk hatte sich ein Fahrrad gekauft und fuhr jeden Morgen nach der Stadt, um sein und seines Weibes Brot zu verdienen. Auf seinem Rücken hing ein Säcklein, das barg ein bescheidenes Mittagmahl: Milch und Brot und ein Stücklein Käse oder Wurst. Und Wesbonk lebte in einer schönen, guten Zeit. Wundersame Glocken klangen aus seiner Seele herauf, und seine Kehle war voll Gesang, seine Lippen blühten, und seine Augen waren gütig und warm, wie die Sommer Sonne.

Er war aber noch nicht lange verheiratet, als der große Krieg ausbrach. Wesbonk verlor seine Arbeit. Es kamen böse Tage. Not und Hunger kehrten ein. Da beschloß er, mit seinem Weibe in seines Vaters Land zu reisen, zu sehen, ob es dort besser sei. Sein Vater lebte noch. Zwar arm, wie der Sohn, und er erwartete nicht, daß der alte Mann ihnen werde helfen können.

Nein, es war in Holland auch nicht besser, eher schlimmer. Es fand sich keine Arbeit. Wesbonk wohnte mit seinem Weibe in seines Vaters armer Hütte, und sie hungerten alle drei. Maria grämte sich unter den fremden Menschen und hatte Heimweh. Und in der Weihnachtswoche beschloffen sie, den gleichen Weg, den sie gekommen, zurückzukehren. Am heiligen Abend fuhren sie nach Düsseldorf. Weiter langte das Geld nicht. Es war eine trübe Fahrt. Frau Wesbonk saß bleich und vor Hunger mager auf der harten Holzbank des Bahnwagens. Ihre Augen waren müde und ihr Mund von Schmerzen schwer. Ihre Hände lagen gefaltet auf ihrem Leibe und zitterten. Sie war guter Hoffnung. Wesbonk saß ihr gegenüber und bot ihr ab und zu von dem kärglichen Mundvorrat an, den sie bei sich hatten, aber die Frau schüttelte nur schweigend den Kopf und bat ihn, als auch er nicht aß, es doch zu tun. Die Fahrt dauerte lange. Der Zug hatte große Verspätung, und erst nach Mitternacht kamen sie in Düsseldorf

an. Sie fragten einen Schutzmann nach einer billigen Herberge. Er nannte ihnen eine Straße, die sie lange suchen mußten, und als sie schließlich bei dem Hause anlangten, fanden sie die Türe durch ein mächtiges Eisengitter abgeschlossen. Ein Glockenzug fand sich nicht vor, und alle Fenster waren dunkel. Was tun? Es war ein Uhr. Die Nacht war kalt, der Himmel mit Sternen bedeckt. Sie gingen traurig und schweigend weiter und kamen durch die leeren, schlafenden Straßen in einen öffentlichen Park und setzten sich auf eine Bank, und der arme Mann verbarg sein Gesicht in seinen schweren großen Händen und weinte laut. Neben ihm saß sein Weib still und müde. Es legte einen Arm um seinen Hals und schaute durch die fahlen Baumkronen zu den Sternen hinauf und lächelte mit einer wunderfeligen Güte. „Mußt nicht weinen, Josef. Es ist ja nicht so schlimm. Es friert mich nur ein wenig. Komm, nimm das Tuch aus dem Kofferchen und leg es mir um die Schultern. Findest es? Ja? So. So ist es gut. Danke!“

Und nach einer Weile sagte sie: „Ich muß an Maria und Josef denken, an die Heilandseltern. Ist es nicht sonderbar, wir heißen ja auch Maria und Josef. Und sind arm und haben kein Bett. Und es ist Weihnacht. Und ich warte auf unser Kindlein. Es ist mir, ich sollte beten, Josef.“

Dann waren beide still. Sie saßen in der kalten Nacht auf der harten Bank und hielten sich mit Tüchern und mit ihren Leibern warm, so gut es ging. Und waren beide von einer geheimnisvollen, unbekannten Frömmigkeit durchströmt. Es war seltsam. Sie waren beide Menschen, denen die stampfenden, rausenden Maschinen und der wilde, unselige Kampf ums Brot und der Haß gegen den Bevorzugten den alten Gott der Väter zum Spott gemacht hatte. Und nun kam das alte, wundersame Lied von Bethlehem zu diesen Menschen in ihrer größten Not und tröstete sie.

Am Tage nach Weihnachten fand Wesbonk Arbeit in einer Munitionsfabrik. Seine Seele bäumte sich auf, vor Qual und Haß. Vor Qual, daß er sein Heiligstes verkaufen mußte. Vor Haß gegen den Krieg, den sie alle mit Gott führten und

den er, der Weltbürger und Antimilitarist, nun indirekt mitkämpfen mußte. Aber der Hunger war stärker als seine Seele, und er konnte nichts tun, als seinen Hohn gegen den gnadenreichen Herrn und Helfer im Himmel ins Ungemessene steigern.

Die Löhnung, die er für seine Arbeit erhielt, reichte in der Teuerung kaum aus, das Allernötigste für sich und sein Weib zu gewinnen. Da ging er eines Tages zum holländischen Konsul und bat ihn, ihnen freie Fahrt nach der Schweiz zu verschaffen. Der Konsul sorgte dafür. Sie fuhren lange, lange. Und die Augen der Frau wurden heller, obgleich sie sehr müde war, als die Eisenbahn auf Schweizerboden fuhr.

Am späten Abend langten sie in Zürich an, und Wesbontz sagte zu seinem Weibe: „Maria, wir gehen zur Frau Radler. Sie ist eine gute Frau, sie hat viel Not erfahren, und ihr Herz ist nicht hart geworden. Sie wird uns über Nacht bei sich behalten.“

Und sie gingen hin und wurden freundlich aufgenommen und nächtigten in der kleinen Stube der Frau, in einem Bett, das sie ihnen liebevoll und warm auf den Boden hinbreitete. Am nächsten Tage suchte Wesbontz seinen alten Meister auf, zu sehen, ob er für ihn Arbeit habe. Und siehe, es war Arbeit die Fülle da, und der Meister war froh über den neuen Arbeiter. Wesbontz bat um einen kleinen Vorschuß und ging freudig, wie seit langem nicht, zu seinem Weibe zurück und wollte der Frau, die sie über Nacht beherbergt hatte, einen Fünffränkler in die Hand drücken. Aber sie wies das Geld zurück und meinte, er solle es jetzt nur behalten.

Wenn es ihm dann einmal wieder besser gehe und ihr vielleicht schlechter als jetzt, so wolle sie dann an ihn denken.

Und Wesbontz fuhr mit seinem Weibe in das Dorf zurück, das sie vor zwei Monaten verlassen hatten, und der Hausmeister begrüßte sie freundlich und war froh, als er vernahm, Wesbontz habe bei seinem früheren Meister wieder Arbeit gefunden. Denn er dachte an die rückständige Miete.

Sie fanden die kleine Wohnung unverändert. Jedes Möbel stand an seinem alten Platze und war nur ein wenig staubiger geworden. Und die beiden setzten sich auf das billige Sofa und lachten und weinten vor Freude, und Wesbontz bat seine Frau, sich auszuruhen, und ging in die Küche, um Kaffee zu kochen.

In der folgenden Nacht gebar Frau Maria ein Knäblein. Nun lag sie still mit geschlossenen Augen im Bette, schwach und schmerzenreich. Aber als das Kindlein anfing zu schreien, lächelte sie und ließ es sich an die Brust legen. Und das Kindlein trank. Und das Kindlein lebte und wuchs.

Es ist nun schon zwei Jahre alt. Es ist ein schönes Knäblein mit seltsam wunderblauen Augen und zarten feinen Gliedern. Die Glocken klingen wieder aus den Seelentiefen des Klaviermachers herauf. Seine Kehle ist voll Gesang, seine Lippen blühen, und seine Augen sind gütig und warm, wie die Sommer Sonne. Und manchmal hält die Arbeiterfrau ihr Kindlein im Arme, streichelt ihm mit der Hand über das blonde Haar und hat stille tiefe Augen und träumt ein Märchen vom Glück in der Ferne.

Die Silhouette.

Nachdruck verboten.

Skizze von Emma Lechleitner, Zürich.

Nur für eine kleine Viertelstunde wollte sie in den stillen Abend hinaustreten. Ihre Füße waren so schnell wie ihr Gedanke und trugen sie unter das breite kühle Dach eines Apfelbaumes.

Frau Stina setzte sich auf die zierliche kleine Holzbank. Ein paar gelbe Mondtupfen schaukelten darauf in den sanften Windwellen, die oben mit dem leise fichernden Laubwerk schäferten.

Frau Stina suchte den Mond durch eine Dachluke über ihr. Es war nur die halbe Scheibe. Wie mit dem Messer heruntergeschnitten, dachte sie. Im gleichen Moment kroch eine grüngraue Wolkenraupe an ihn heran und nagte von dem zarten blanken Mondsilber im Nu soviel weg, daß die Landschaft schmutzlos und dunkel dalag. Die junge Frau sah verwundert und enttäuscht um sich. Sie erinnerte sich